



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

L., F.: Paris in Amerika.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

monatlich, außer seinen gewöhnlichen Heereskosten aufbringen muß; 3) daß England und Frankreich die ungeheueren Kosten des Krimkriegs deckten durch bloße Steuerzuschläge und freiwillige Anleihen.

### Paris in Amerika.

Selten wird sich ein Sohn Frankreichs finden, welcher nicht für die Sitten, Einrichtungen und Ideen seines Landes einträte, sobald es eine Vergleichung mit andern Völkern gilt. Mag er sich im Vertrauen und vor einem Landsmann noch so sehr über die Schwächen seines Volkes ereifern, dem Ausland gegenüber wird er das Gefühl der Ueberlegenheit sehr schwer verlieren.

Um so überraschender ist es, wenn ein französischer Schriftsteller, einer der gediegensten, es wagt, seinem Land einen Spiegel vorzuhalten, in welchem der Beschauer statt der gehofften Versicherung seiner unbestreitbaren Schönheit Züge findet, die ihm nichts weniger als zusagen.

Der Verfasser des Buches „Paris in Amerika“, auf das die Leser hierdurch aufmerksam gemacht werden, ist Eduard Laboulaye, Professor an der ersten Lehranstalt Frankreichs, dem Collège de France, und vor kurzem als Candidat der Opposition im Elsaß für den Gesetzgebenden Körper viel genannt.

Geboren im Jahre 1811 zu Paris, war Laboulaye eine Zeit lang genöthigt, mit seinem Bruder als Schriftgießer zu arbeiten. Während aber dieser der einmal gewählten Beschäftigung treu blieb, kehrte der ältere Bruder zu seinem Studium zurück, und veröffentlichte als achtundzwanzigjähriger Mann ein Werk über die Geschichte des Eigenthumsrechtes auf Grund und Boden, welches von der Akademie gekrönt wurde.

Laboulaye zeigte sich früh allseitig gerecht und erkannte das Gute an, auch wenn es aus der Fremde kam. Eine genaue Kenntniß der deutschen und englischen Sprache kam ihm zu Statten. Als Frucht seiner deutschen Studien ist ein Buch über Savigny und seine Schule, mehre Uebersetzungen deutscher juristischer Bücher, sowie vor kurzem seine Schrift über „Deutschland und die Slaven“ zu nennen.

Mit größerer Liebe jedoch wandte er sich der Untersuchung der englischen und amerikanischen Verhältnisse zu. Eine Geschichte der Vereinigten Staaten,

eine Schrift über das literarische Eigenthum in England und Frankreich zeigten ihn als gründlichen Kenner der Verhältnisse und gefielen vor allem durch die Klarheit der Darlegungen und die Reinheit des Stils. Seit 1849 ist ihm der Lehrstuhl der Rechtsgeschichte am Collège de France anvertraut, und seine Vorträge über die französische Verfassung unter den Bourbonen erfreuen sich der größten Theilnahme, nicht allein der Studenten, sondern aller Gebildeten.

Am meisten Aufsehen hat aber unstreitig seine Schrift „Paris in Amerika“ gemacht, welche 1862 erschienen ist und jetzt in der fünfzehnten Auflage vor uns liegt. Wir erinnern uns nicht, über diese launige Arbeit etwas in deutschen Zeitungen gelesen zu haben, obwohl sie auch deutschen Lesern empfohlen werden kann. Denn ein feiner Geist geht durch das Werk; neben warmem Gefühl und poetischen Anschauungen gute Ironie. Dabei ist die Sprache sorgfältig und anmuthig.

In leichte Romanform eingekleidet, giebt „Paris in Amerika“ das Bild einer amerikanischen Stadt mit ihren Einrichtungen und ihrem Leben. Der Verfasser will aber keinen transatlantischen „Anacharsis“, kein Geographie- und Literaturbuch über Amerika geben; er benutzte die Zustände jenes Landes nur, um in ihnen das Gegenbild der französischen Verhältnisse deutlich zu machen. Somit ist das Buch im Grunde eine publicistische Streitschrift, und dies erklärt zum Theil seinen ungemeinen Erfolg. Hätte Laboulaye nur über Amerika die Wahrheit sagen wollen, so hätte er gar manche Schattenseite hervorheben müssen, die er jetzt nur leise andeutet. Aber Frankreich ist sein wahres Ziel, und so gut hat er in das Schwarze geschossen, daß sein Buch trotz der bitteren Worte, die es enthält, dennoch den Franzosen sehr behaglich geworden ist.

Der Verfasser, welcher sich auf dem Titel Doctor René Lefebvre nennt, ist Arzt in Paris, und läßt sich von der Neugier hinreißen, einen Geisterbeschwörer und Geisterklopfer zu besuchen, der in Paris sein Wesen treibt. Aufgefordert, die Geister zu nennen, mit welchen er reden möchte, erbittet sich der boshafte Doctor Aeußerungen von Don Quixote, Tom Jones und Werther, was das Auditorium zu schallendem Gelächter bringt, den Geisterbeschwörer aber veranlaßt, die Soirée zu beendigen. Während aber das Publikum sich entfernt, hält Mr. Jonathan Dream, der Geisterfreund, unsern Spötter zurück und beginnt mit ihm eine Privatunterhaltung.

„Also Sie glauben, daß Don Quixote und — sein Knappe Sancho Pansa, Werther und Lotte, Tom Jones und Sophie niemals gelebt haben? — Wie, der Mensch ist unfähig, auch nur ein Atom Materie zu schaffen, und Sie wähen, er könnte vollständige Seelen bilden, die unsterblich sind? Glauben Sie nicht mehr an Don Quixote als an alle Artaxerges? Ist Tom Jones für Sie nicht lebensvoller, als Drake und Magellan? . . . Erkennen Sie doch

das Wesen eines Dichters! Er ist ein Hellscher, ein Prophet, der sich bis zur unsichtbaren Welt erhebt. Dort wählt er aus den Millionen von Wesen, welche über die Erde gegangen sind, und deren Andenken sich hier unten verloren hat, diejenigen aus, welche er im Gedächtniß der Menschen wieder aufleben lassen will; er spricht mit ihnen, er lauscht ihren Worten, er schreibt, wie sie es heischen. Die thörichten Menschen halten für dichterische Erfindung, was nur das Bekenntniß eines unbekanntenen Verstorbenen ist!“

Doch Dr. Lefebre, das ungläubige pariser Kind, erregt Mr. Dreams Zorn durch seine fortwährenden Spöttereien. Ihn von seiner Kraft und der Macht des Magnetismus zu überzeugen, droht dieser, während der Nacht ihn und seine ganze Vaterstadt Paris nach Amerika, etwa nach Massachusetts, zu versetzen.

Lefebre lacht, und schämt sich, dem Magier eine kleine Besorgniß zu ver-rathen, die ihn unwillkürlich überkommt, als ihn dieser eine kleine Pille schlucken heißt. Er gehorcht und verläßt das Haus unter den sonderbarsten und merkwürdigsten Hallucinationen. Er fühlt sich groß und leicht — und seine Sinne übernatürlich geschärft. — —

So erwacht er Morgens — in Amerika.

Paris ist über Nacht über den Ocean verpflanzt worden, ohne daß nur einer seiner Bürger im Schlafe gestört worden wäre. Aber die Aufgabe wäre nur halb gelöst, wenn die Pariser nicht auch amerikanisirt worden wären. Die ungeheure Stadt mit den siebenstöckigen Häusern ist umgeworfen und zerrissen worden. Jede Etage bildet nun ein Häuschen für sich und um jede Wohnung zieht sich ein freundlicher Garten. Die Bewohner selbst haben ihr früheres Leben vergessen, sie sind echte Yankee's. Der Colonialwaarenhändler Leverd ist Mr. Green, der Banquier Pettit ist Mr. Little, der Advocat Reynau ist Mr. Fog geworden, und er selbst, Dr. René Lefebre, heißt Mr. Smith! Ihm allein, dem ungläubigen Thomas, hat das Schicksal die Erinnerung gelassen; er weiß, daß er Franzose und Bürger der Hauptstadt der Welt ist, in der sich alle Cultur und Civilisation gipfelt, und für ihn beginnt deshalb jetzt ein merkwürdiger Kampf der alten Ideen, in denen er aufgewachsen ist, mit den neuen Ansichten und Grundsätzen, die ihn rings umgeben.

Es ist das schwer nachzuerzählen; man muß es in dem Buch selbst lesen, wo sich ein Gemälde voll Leben, Witz und frischer Kraft entrollt. Nichts ist feiner und komischer, als das fortwährende Entsetzen Lefebre-Smith's, mit welchem er vor den Einrichtungen seines neuen Vaterlands zurückscheut. Mit Behemuth gedenkt er täglich der Zustände seines theuren, ihm entrissenen Frankreich, deren Lob er nicht laut genug verkünden kann, ein Lob das in seinem Munde zur bittersten Satire wird.

Smith entsetzt sich zunächst über das amerikanische Haus und seine Bequem-

lichkeiten. Er will Feuer in seinem Kamin haben. Der schwarze Zambo, der ihn bedient, fährt nur mit einem Zündholz über die gußeisernen Heißigbündel, die im Kamin angebracht sind, und eine Menge kleiner Gasflammen verbreiten eine behagliche Wärme.

„Volk von Barbaren!“ ruft Smith voll Zorn aus, während er sich wärmt, „Volk von Barbaren! du hast weder Feuerhaken, noch Zange, noch Blasebalg, noch Kohlen, noch Rauch! Volk von Barbaren! du kennst nicht einmal das Vergnügen, Feuer zu schüren und in den Kohlen zu rühren! Nur einen Hahn umdrehen zu müssen, um sein Feuer anzuzünden und es zu regeln — das ist die Erfindung einer Race ohne Poesie, welche eine Minute zu verlieren fürchtet, weil Zeit Geld ist!“

Eine kleine Leitung versorgt sein Ankleidezimmer fortwährend mit kaltem und warmem Wasser, und als es ihn gar verlangt, sich zu baden, findet er, daß neben jedem Schlafzimmer ein bequemes Badezimmer eingerichtet ist.

Diese Entdeckung bringt ihn vollends aus der Fassung. „— Gewiß werden noch zweihundert Jahre vergehen, bevor mein edles Frankreich zu der ausgesetzten Weichlichkeit dieser weiblichen Sauberkeit herabsinken wird!“

Er versucht diese entsetzlichen amerikanischen Häuser, in welchen man alles findet, was man nur verlangen kann, und die deshalb so ungemüthlich sind und Gefängnissen gleichen. In Paris in Frankreich hat man doch das Vergnügen, alles das außerhalb des Hauses suchen zu können. Es kostet das freilich viel Geld dort, aber dafür ist es auch hübsch weit.

Nach dieser ersten bitteren Erfahrung macht er sich auf, sein Haus genauer zu untersuchen. Er darf ja nicht gestehen, daß er es nicht kennt, alle Leute würden ihn ja für wahnsinnig halten, und man würde ihn einsperren.

Doch wie wird er seine Frau und seine Kinder finden? Werden sie auch verändert sein, wie sein Haus? Das Herz klopft ihm beim Eintritt in das Wohnzimmer. Doch niemand ist da, und er hat Muße, die Porträts an der Wand zu prüfen. Es sind die Bilder von Penn, Washington und Lincoln.

„Das also,“ ruft er aus, „sind die Schutzgeister meines neuen Herdes, und ich bin doch ein Franzose, erzogen in dem Cultus der Macht und des Erfolgs! Ein friedlicher Quäker — ein General, welcher Kaiser einer neuen Welt hätte werden können, und sich erniedrigte, der erste Beamte eines freien Volks zu bleiben, — und ein Arbeiter, der es durch seinen Fleiß bis zum Advocaten bringt und durch Zufall Präsident seines Landes wird! In diesem halbwildem Lande haben die vornehmen Leute noch dieselbe Moral, wie die Bürgerlichen! Was kann man von einer Nation erwarten, die noch solche Vorurtheile hat. Wahrlich, nicht sie wird der Welt einen neuen Cäsar schenken!“

Das ist bitter und sehr verständlich.

Doch der Erfahrungen sind noch viele für Lesebre = Smith zu machen. Er steigt in die Küche hinab und findet da seine Frau Jenny, wie sie ihm seinen Lieblingspudding bereitet und eine Reihe sonstiger Anordnungen trifft, die sich alle auf sein Wohlbefinden beziehen. Unter den Bestellungen vergißt die brave Frau die letzte Predigt des Pfarrers Bellows nicht, „über die Lage der Nation“, die sie den Abend von ihrem Mann sich vorlesen lassen möchte.

Smith wird es warm ums Herz. In Frankreich hörte er ganz andere Musik. Da mußte man der Mode folgen, in einem vornehmen Stadttheil, freilich im siebenten Stock, wohnen, das Geld für Garderoben und Toiletten zum Fenster hinauswerfen, Leuten freundlich sein, die man im Herzensgrunde verachtete, keine Abendgesellschaft versäumen und jeden Morgen wenigstens zwanzig Besuche machen. Es war ein sehr bewegtes und beschäftigtes Leben, aber dem thörichten Smith kommt auf einmal eine Idee, als ob die amerikanische Art, in der Familie zu leben, auch ihren Reiz habe. Er steigt mit Jenny zum Frühstück hinauf, und fühlt sich so verjüngt, daß es ihn treibt, seine Frau herzhaft zu küssen, während ihn diese mit einem rosigem for shame, Mr. Smith leise zurückstößt.

Doch eine neue Enttäuschung erwartet ihn bei seinen Kindern.

Als sorgfamer Vater hatte er früh für seines Sohnes Heinrich Fortkommen Sorge getragen. Zu seiner Taufe hatte er den Bureauchef im Finanzministerium, Section der Zölle, als Pathe gebeten. Jetzt zählt der Sohn sechszehn Jahre; in zwei Jahren wird er sein Maturitätsexamen machen, und wenn er dann binnen einigen Jahren noch drei oder vier Prüfungen glücklich besteht und genugsam protegirt wird, kann er in den ersehnten Hafen einlaufen. Mit fünfunddreißig Jahren kann er Abtheilungsvorstand sein, 2400 Franken Besoldung und einen Orden haben, wie sein Pathe. Der glückliche Vater sieht seinen Sohn in seinen Träumen als Musterbeamten, d. h. sanft, demüthig, höflich und gefällig gegen seine Oberen, streng, kurz angebunden und würdevoll gegen seine Untergebenen.

Aber Heinrich denkt anders. Der Vater lernt bald, daß amerikanisches Blut in den Adern seiner Kinder rollt. Der Junge will fort, nach Indien, dort die Geschäfte seines Nachbarn, des reichen Green, zu besorgen. Smith hat sich noch nicht von seinem Schrecken darüber erholt, als er von seiner Tochter Susanne noch Schrecklicheres hören muß.

Sie ist in eine anatomische Vorlesung gegangen. „Hast du nicht hundertmal gesagt,“ fragt die erstaunte Frau ihren Gatten, „daß die Kenntniß des menschlichen Körpers nothwendig zu einer guten Erziehung gehört?“ Eine Frau giebt diesen Unterricht, so wie man auch in einer besonderen Anstalt junge

Damen für die Pflege der Kranken und zur ärztlichen Behandlung der Frauen heranbildet.

Aber noch mehr. Susanne hat sich mit dem zehnten Sohn des Nachbarn Rose verlobt. Aber der Vater ist ja nichts als Apotheker! und der zehnte Sohn! und hat nicht nach der Mitgift gefragt, ja hat überhaupt die Eltern gar nicht befragt! — In Amerika verkauft man seine Kinder nicht, belehrt die Frau. Alfred Rose beansprucht keine Mitgift für seine Braut, und obwohl er noch sehr jung ist, hat er sich doch schon eine schöne Stellung als Associé Greens gegründet. Und nun, da er seiner Sache bei Susanne sicher ist, wird er auch die Eltern um ihren Segen bitten.

Smith hat keine Zeit, seinem Entsetzen über solche barbarische Zustände Worte zu leihen. Die Feuerglocke schallt, und die Straßen füllen sich mit Menschen, die von allen Seiten herbeieilen. Unser Freund will sich ans Fenster legen und dem Gewühl gemüthlich zuschauen. Aber ehe er es sich versteht — er weiß selbst kaum, wie ihm geschieht —, stecken ihn seine Tochter und die Köchin in einen blauen Rock, setzen ihm einen Helm auf und helfen ihm auf die Straße.

Großer Gott! er ist auch Pompier!

Aber einmal in der Arbeit, vergißt er seine schmerzlichen Betrachtungen und ist der Wackersten Einer. Es gelingt ihm, ein Kind aus den Flammen zu retten und es der verzweifelnden Mutter zurückzugeben. Er selbst ist etwas verletzt, aber sein Herz klopft doch höher, als er bei der Heimfahrt von allen Seiten jubelnd begrüßt wird.

Das Redactionsbureau des Journals, das seinem Haus gegenüber sich befindet, macht in riesigen Placaten kund, daß er bereits die Erzählung des großen Brandes verkauft.

Fünfte Auflage!

Der Pariser Telegraph!

Furchtbare Feuersbrunst!

Der heroische Pompier Smith!!!

Absatz: 50,000 Exemplare.

Die Pompier kommen mit Musik vor das Haus und bieten ihrem Smith die Hauptmannsstelle an. Mit dankenden Worten lehnt dieser die Ehre ab, und bittet, dem bisherigen Lieutenant Green, seinem Nachbar, der sich nicht minder brav benommen habe, die Würde eines Hauptmanns zu übertragen.

Diese Bescheidenheit erfüllt den „Telegraphen“ mit neuem Enthusiasmus; er hißt eine neue Tafel auf, welche die achte Auflage des Blattes mit der Rede des „neuen Cincinnatus“ ankündigt. Absatz: 100,000 Exemplare!

Eine Feuerversicherungsgesellschaft und ein Hospital ernennen Dr. Smith

sogleich zu ihrem Arzt, verschiedene Apotheker tragen ihm ihr Geschäft als Associés an und viele Kranke verlangen alsbald nach ihm. Doch die meisten Briefe sind eher in der Zeitung abgedruckt, als er sie selbst erhält.

Alle diese Vorgänge tragen nicht dazu bei, ihn mit der zügellosen amerikanischen Presse auszuföhnen, und es bedarf eines Besuchs in dem Bureau des Journals, einer langen Besprechung mit den Redacteurs, und der Einsicht in das Leben und die Aufregung und Verantwortung derselben, um ihn in seinen Ideen über die nothwendige Bevormundung der öffentlichen Meinung, über den schädlichen Einfluß bössartiger Schreiber u. s. w. etwas irre zu machen.

Die Capitel über die Presse sind unübertrefflich in Feinheit und Wahrheit.

Dr. Smith findet sich aber durch alle diese Ereignisse in den Vordergrund geschoben und mit der Partei des „Telegraphen“ eng verbunden. Ein neuer Mayor der Stadt muß gewählt, und mit ihm die ganze Verwaltung geändert werden. Smith sieht sich mit Wohlgefallen als Candidat für eines der städtischen Aemter vorgeschlagen.

Doch die nun beginnenden Wahlkämpfe entsetzen ihn. Die gegnerischen Journale sagen ihm harte Dinge; in einer Wahlversammlung soll er reden und findet keine Worte, so daß er verloren wäre, wenn ihn sein Sohn Heinrich nicht rettete. Dieser hat sich mit seinen Schulkameraden gar oft in der freien Rede geübt, und mit unendlichem Humor spricht der Knabe nun zu der Versammlung für seinen Vater und erregt allgemeinen Enthusiasmus. Alles umringt ihn und will ihm die Hand drücken. Smiths Herz schwillt. „Ich bin sein Vater!“ möchte er rufen. Doch die Scheu fesselt ihm auch jetzt die Zunge, und seufzend sagt er sich leise: „Ach wäre ich doch mein Herr Sohn!“

Doch man lebt schnell in Amerika. Die Ereignisse folgen sich Schlag auf Schlag und sie führen Lesebre-Smith in die Kirchen, die Gerichtshöfe, die Schulen.

Das Interesse wächst mit jedem Capitel und unwillkürlich werden die Vergleichenungen schärfer und bitterer; je höher der Gegenstand, desto einschneidender wird die Satire.

Freiheit und Selbständigkeit zeigt sich auf der einen, Sklaverei und Engherzigkeit auf der andern Seite.

Zulezt erhebt sich die ganze Stadt in Begeisterung. Schlimme Nachrichten sind vom Kriegsschauplatz eingelaufen; die Stadt wird von den Feinden bedroht. Alles greift zu den Waffen, jeder Parteihader schweigt, die Freiwilligenbataillone bilden sich und Smith schließt sich als Arzt dem Zuge an. Man campirt unter freiem Himmel; der Vater schläft neben seinem Sohn und seinem zukünftigen Tochtermann.

Plötzlich hat er ein schreckliches Gesicht. Mr. Jonathan Dream erscheint über ihm, zieht ihn empor und saust hohnlachend mit ihm durch die Lüfte, über den Ocean — — —

Er erwacht. — —

Dr. René Lefebvre ist in seinem alten Zimmer zu Paris in Frankreich; aber man hält ihn ruhig, er soll nicht reden. Er ist krank.

Er beginnt von seinen amerikanischen Erfahrungen. Seine Frau beginnt zu weinen und fleht ihn an zu schweigen.

Nachbarn und Freunde kommen. Bei allen stößt der Unglückliche mit seinen amerikanischen Freiheitsideen an. Er ereifert sich, er spottet sogar über das, was jedem Franzosen heilig sein muß, über die herrliche Administration und die allgegenwärtige Fürsorge des Staates. Man widerspricht, der Kranke wird heftig und behauptet, in Amerika alles selbst gesehen zu haben. Er sei durch die Luft gereist und habe mit allen seinen Nachbarn und Freunden dort acht Tage zugebracht.

Das ist zu viel! Man weiß, daß jener Charlatan ihm eine furchtbare Dosis Haschisch gegeben hat, die ihn seit acht Tagen in Fieberhize hielt, aber man hoffte doch auf Besserung. Nun stellt sich leider heraus, daß der arme Lefebvre eine fixe Idee hat, daß er wahnsinnig geworden ist. Der gelehrte Dr. Olybrius besteht seine Einschließung in ein Irrenhaus.

Dort beschäftigt sich der Arme, nachdem er lang getobt hat, mit der Abfassung seines Tagebuchs und der Darlegung seiner Ideen — eine unschuldige Beschäftigung, die man ihm gern gestattet.

Dr. Olybrius aber schreibt an Frau Lefebvre, daß ihr Gatte unheilbar sei und die Anstalt nie verlassen können. „Denn,“ schließt er, „der Wahnsinn aus Liebe ist zu heilen, wenn man jung ist, und im Alter stirbt man daran. Der Wahnsinn aus Ehrgeiz verschwindet manchmal mit den Jahren, wenn man die Menschen verachten lernt, der Wahnsinn der Freiheit aber ist unheilbar.“

F. L.